

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 22 (1932)
Heft: 32

Artikel: Nutzen aus Tierplagen
Autor: Geoffrey, R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645671>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sie ist aber so evident, daß sie hier nicht übergangen werden kann. In seinem Trinkspruch vor den Gästen der Jubiläumssprach Herr Dr. Frey in sympathischer Weise davon, wie es sein Ehrgeiz sei, den beiden Söhnen seines Schwagers und Bruders die Familienfirma in gutem Zustande zu hinterlassen. Eine dauerhafte Familienfirma ist in unserer Zeit des raschen Wechsels eine bemerkenswerte Seltenheit. Ihr Dasein zeugt von soliden und achtenswerten menschlichen und geschäftlichen Grundsätzen.

Möge das Streben des heutigen Firmaleiters in dieser Richtung von Erfolg sein! Möge die Kunstanstalt Kümmerli & Frey weiter blühen und gedeihen!
H. B.

Nutzen aus Tierplagen.

Von Prof. Dr. R. Geoffrey, Oxford.

Autorisierte Uebersetzung von Frank Andrew.

Als im Jahre 1928 die Insel Zypern das Jubiläum der fünfzigjährigen Zugehörigkeit zum Britischen Imperium feiern konnte, erschien von dem ersten Forstbeamten der Insel, A. S. Unwin, eine vielbeachtete Abhandlung, die sich mit der wirtschaftlichen Lage Zyperns eingehend befaßte.

Unwin schreibt die mißliche Lage des Landes in allererster Linie den wild umherziehenden Ziegen zu, die geradezu eine Landplage für Zypern darstellen. Während der Wert einer Ziege im verwahrlosten Zustand höchstens sechs bis acht Mark beträgt, ist der Schaden, den sie anrichtet, auf den doppelten Betrag zu veranschlagen. In ungeheuren Herden durchziehen die Tiere das Land, verwüsten jedes Jahr einen namhaften Teil der Ernte durch ihre Gefräßigkeit und vermehren sich trotz der energischen Abwehrmaßnahmen der Einwohner rapide.

Vor wenigen Wochen hörte man nun, daß eine englische Gesellschaft versuchen will, diesen natürlichen Tierreichtum in rationelle Bahnen zu lenken. Man denkt an die Erwerbung von ungeheuren Weideplätzen, auf denen die Ziegen so weit wie möglich zusammengetrieben werden sollen, damit man ihnen die nötige Pflege zuteil werden lassen kann. Sicher ließen sich ihre Produkte so besser auswerten. Während nämlich bisher die vernachlässigten Ziegen im besten Falle nur ein geringes Quantum Milch, zähes Fleisch und minderwertiges Leder lieferten, hofft man durch geeignete Maßnahmen die Qualität der erwähnten Verwertungsprodukte in einigen Jahren weit genug steigern zu können, daß das Unternehmen einen entsprechenden Nutzen abwerfen wird.

Dieser Plan wird von den zuständigen Behörden eifrig gefördert, da man sich für das Land unübersehbare Vorteile davon verspricht.

Vor etwa siebzig Jahren wurden einige zwanzig Kaninchen bei Geolong im Staate Victoria in den australischen Busch ausgelegt. In wenigen Jahrzehnten hatten sie sich so enorm vermehrt, daß sie eine wahre Landplage geworden waren und der Versuch, sie wieder auszurotten, die australische Regierung Millionen Pfund kostete. Dazu kam für Hunderte von Millionen Schaden, den die Tiere durch Verluste an Geflügel und Korn und verminderte Wollproduktion direkt oder indirekt verursachten.

Da entdeckte vor ein paar Jahren jemand einen offenen Markt in anderen Ländern für das Fleisch und die Häute der Kaninchen. Jetzt ist der Exporthandel mit diesen beiden Produkten die viertgrößte Industrie der australischen Kolonie und hat während der letzten Jahre ein durchschnittliches Ergebnis von etwas über 2½ Millionen Pfund Sterling jährlich gebracht. Kürzlich erst wurde wieder eine neue Gesellschaft mit einem Kapital von hunderttausend Pfund gegründet, um den Handel auf einer noch breiteren Basis zu betreiben. Die Felle überschwemmen auch ganz Europa, wo sie unter allen möglichen Namen — nur nicht als Kaninchen — in Pelzmänteln wieder auftauchen.

Captain Cook führte um das Jahr 1780 Schweine in Neuseeland ein, und innerhalb eines Jahrhunderts hatten sie sich in den Dickichten der Insel zu solchen Mengen vermehrt, daß ein Jäger mit Leichtigkeit ihrer fünfzig im Tag erlegen konnte; gleichzeitig war aber auch jeder Ackerbau fast zur Unmöglichkeit geworden.

Ein Export des Fleisches war damals wegen Mangel an technischen Voraussetzungen nicht möglich; aber bald kam man darauf, daß Schweinsborsten ein recht wertvoller Artikel sind, und seit Jahren schon liefern die Tiere den Einwohnern ein beträchtliches und ziemlich leicht verdientes Einkommen; auch heute kommt ein großer Teil der in den Industrien benötigten Schweineborsten von dort.

Die Schlange, das Schicksalstier der leidenden Menschheit, war Jahrtausende hindurch der Schrecken der Einwohner in manchen Gegenden unserer Erde. Die moderne Frau Eva war es, die die Schlange neuerdings zu einem „Nutztier“ in gewissem Sinne gemacht hat. Immer neue Modedartikel aus Schlangenleder sind während der letzten Jahre auf den Markt erschienen und von der Bedeutung dieser Industrie macht man sich leicht einen falschen Begriff.

So schrieb beispielsweise das „Allgemeine Indisch Dagblad“ unterm 8. Dezember 1928, daß der Export allein aus Borneo sich auf monatlich über fünfzigtausend Stück Schlangenhäute belaufe und daß im Jahre 1929 in den Stromgebieten des Barito- und Kapuasflusses wahrscheinlich eine Million Schlangen für Modeszwecke erlegt worden sein dürften. Daneben wird das Gift der Tiere vielfach an die serumologischen Institute in Kalifornien und Britisch-Indien verkauft, während sich für das Fett für gewisse technische und pharmazeutische Zwecke Verwendungsmöglichkeiten bieten.

Grausig ist übrigens die Art, wie den Riesenschlangen die Haut abgezogen wird. Die Lebensfähigkeit der Schlange ist nämlich so groß, daß man sich gar nicht erst die Mühe gibt, sie zu töten. Der Kopf des Tieres wird mit Stricken an einen Pfahl gebunden und, während ein Mann das Schwanzende hält und straff zieht, schlüßt ein anderer die Haut vom Kopf bis zum Ende auf. Häufig genug geschieht es, daß die Haut schon gänzlich abgelöst ist, daß sich aber das gequälte Tier noch mit seinem rohen blutigen Körper am Boden windet, bis es durch den Blutverlust verendet. Raubtier Mode!

Neuerdings hatte sich das Rotwild in Neuseeland fast zu einer Gefahr für die Kolonie ausgewachsen. Nach sorgfältigen Schätzungen beläuft sich der gegenwärtige Bestand auf mindestens eine halbe Million Stück und da sich die Tiere im Verhältnis von eins zu drei jährlich vermehren, so ist in jedem Jahr ein Abschluß von nicht weniger wie 150,000 bis 180,000 Stück notwendig, um wenigstens den jetzigen Bestand nicht weiter anwachsen zu lassen. Gegenwärtig wird nur etwa ein Drittel dieser ungeheuren Zahl erlegt; aber die neuere Organisation des Exporthandels mit gefrorenem Wildbret wird wohl langsam auch die übrigen beiden Drittel auffaugen. Schon jetzt werden monatlich etwa 4000 Tiere in geschlachtetem Zustand ausgeführt, und diese Zahl dürfte mit dem ferneren Ausbau der Organisation und der Herstellung entsprechender technischer Vorrichtungen weiter steigen.

Haifische, welche seit Menschengedenken eine Seuche der Meere gewesen sind, bringen jetzt Wohlstand in das kleine Fischerdorf Bindimar, nördlich von Sydney, in Australien. Jede Nacht werden etwa 500 Meter grobmächtige Netze ausgelegt; sie sind des Morgens gefüllt mit den größeren Bewohnern des Ozeans, darunter auch stets eine Anzahl der verschiedensten Arten von Haien. Gleich nach dem Fang werden bei den letzteren die Flossen und das Fleisch weggeschnitten und die Häute in Risten und Fässer verpackt. Die Ueberbleibsel werden zu Del, Dünger, Farbstoffen, Leim und Chemikalien verarbeitet und diese Produkte finden einen offenen Markt in der ganzen Welt. Das Del der Leber

bringt anderthalb bis zwei Dollar per Pfund; die Häute, nachdem sie entsprechend bearbeitet worden sind, kosten etwa zehn Dollar per Quadratmeter und auch das getrocknete Fleisch wird zu verschiedenen Preisen in den Handel gebracht; von all diesen Dingen aber liefert der Haifisch enorme Quantitäten.

Ein fünf Meter langer Hai, der kürzlich gefangen wurde, wog über 500 Kilo und hatte eine Leber von fast zwei Meter Länge!

Heuschrecken, eine der biblischen Landplagen, sind jetzt für die — Luftschiffahrt nutzbar gemacht worden, weil sie ein wertvolles Motorenöl geben, das auch bei sehr niedrigen Temperaturen dünnflüssig bleibt.

Von den ungeheuerlichen Mengen, in denen die Heuschrecken auftreten, kann man sich eigentlich nur durch eigenen Anblick ein einigermaßen richtiges Bild machen: oft ist der Boden kilometerweit bis zu einem halben Meter Höhe von Tieren bedeckt, ja, sie haben kürzlich einen Eisenbahnzug zum Stillstand gebracht, weil sie sich in unzählbaren Schwärmen auf den Geleisen niedergelassen hatten! Nachdem also das nötige „Rohmaterial“ ausreichend vorhanden ist, hat sich die vorerwähnte, seltsame Delproduktion vollkommen bezahlt gemacht.

Die Fabrik in Johannesburg in Südafrika, die sich mit der Verarbeitung befaßt, stellt außerdem aus den Ueberbleibseln der Heuschrecken ein Düngemittel her, welches so ausgezeichnete Qualitäten hat, daß eine europäische Firma es in großen Mengen kauft.

Wenn man also die schädlichen Wirkungen der meisten Tierplagen nur unvollkommen abwehren kann, so versucht man doch andererseits gleichzeitig den größtmöglichen Nutzen aus ihnen zu ziehen, um damit den angerichteten Schaden wenigstens auf anderem Gebiete teilweise zu kompensieren.

Der Alte von Sant Agata.

Eine Verdis-Skizze von Stephan Georgi.

Mit jenem Uebermaß an wichtiguerischen Geräuschen, das die Eisenbahnen der frühen neunziger Jahre noch besaßen, fuhr der Zug in den Bahnhof von Fiorenzuolo-Orda ein, einer Station zwischen Parma und Piacenza, inmitten des recht eintönigen lombardischen Flachlandes.

„Signore Boito! Signore Boito!“ lief ein als Kutsher gekleideter, lebhafter Bursche auf einen aussteigenden Fahrgast zu, dessen trotz der Windstille flatternder Sommermantel von der Nervosität seines Besitzers erzählte. Der eilfertige Bursche riß den Koffer an sich und führte den Angekommenen unter tausend Freubebeterungen zum wartenden Wagen, vor den zwei prachtvolle Pferde gespannt waren.

„Brav, Beppo, sehr brav! Aber nun ohne weiteres Begrüßungspalaver: Was macht unser Maestro? Hört man noch Musik auf Sant Agata? Oder nur noch Pferdewieher und Ochsengebrüll?“

Beppo ließ die Pferde laufen. Der treue Diener seines Herrn zeigte bei der Frage des Besuchers einen Gesichtsausdruck gepeinigter Begeisterung. „Signore Boito, unser Maestro hat in seinem Leben so viel Musik gemacht, daß er jetzt ein Recht auf Ruhe hat.“

„Um! So! Also keine Musik mehr. Da ist's ja an der Zeit, daß ich mich wieder einmal sehen lasse.“ Begleitet von einem kurzen Staccato-Lachen klopfte der Besucher auf seine pralle Manteltasche, und in seinem Blick lag ein angriffs-lustiges „Na warte!“

Der Wagen rollte durch die heiße Nachmittagssonne der Landstraße entlang; Wiesen und Maisfelder lagen ihr zur Seite. Mähtlich wurde das fruchtbare Gebiet kultiviert. Ein paar Bauernhäuser tauchten auf, dort eine Faktorei, eine Meierei, der große Kral edler Pferde, kräftige Kinder auf der Weide ... Endlich lief der Wagen

durch eine Bappelallee und erreichte den Herrschaftssitz dieser blühenden Umgebung, ein Tusculum, dessen Gebäude und Park, von tiefem Graben und dichtem Gebüsch umsäumt, allen Blicken der Außenwelt entzogen war: Sant Agata.

Der Greis selbst kam dem Wagen entgegen. Unter dem breiten, dunklen Hut quoll eine weiche graue Lode auf das Ohr hernieder, grau auch der Bart, kernig-gütig der ruhige Blick der blauen Augen, und in den Mundwinkeln noch immer der unverfägbare Spott. Der Alte reichte dem Aussteigenden in grader, unübertriebener Herzlichkeit die Hand. „Arrigo Boito, der Dichter! Sie kommen zur rechten Zeit. Im Stall gibt's ein Fohlen. Wollen Sie dabei sein?“ Boito zog ein laures Gesicht. „Maestro, das Geschäft habe ich nicht erlernt; lassen Sie mich warten, bis alles glücklich vorüber ist.“

Giuseppina, die rührige, umsichtige Frau des Alten von Sant Agata, geleitete den Gast ins Haus, über dessen Eingang Terenz' Worte „Homo sum; humani nihil a me alienum puto“ standen. Boito wartete allein in dem Raum, an den das Arbeitszimmer grenzte. Einem Museum stolze Erinnerung glied es mit den Reichen der Lorbeerkränze und der kostbaren Zueignungen. Die gelben Atlasmöbel im orientalischen Stil waren Geschenke Ismael Paschas für „Aida“; das Künstlersepter aus Elfenbein und Diamanten war dem Maestro von der Stadt Mailand überreicht worden; dort hing neben einem Theaterbillet zum unglaublichen Preise von 2000 Lire der silberne Kranz der „Othello“-Premiere; dort hingen all die Trophäen von „Troubadour“, „Maskenball“ und „Rigoletto“, von „Ernani“ und dem unvergesslichen „Rabucco“, der den ersten großen Ruhm brachte.

Boito, der Dichter, war häufiger Gast von Sant Agata, aber heute sah er zum ersten Male allein in diesem Sanatorium eines voll ausgeschöpften Lebens, und da war es, als übe diese erstarrt hinterlassene Begeisterung einer ganzen Welt, an der auch er teil hatte, den Druck eines so intensiven Hochgefühls aus, das ihm seine sonstige haltige Beweglichkeit nahm. „Einmal noch, Maestro; nur noch einmal.“

Am Spätnachmittag saßen die beiden Freunde bei einer Flasche Bordeaux im Arbeitszimmer, in dem ruhmvoll und unerfättlich der prächtige Erard-Flügel stand. Es fiel Boito schwer, den jetzt voll und ganz in der Landwirtschaft aufgehenden Alten auf ein Musikthema zu bringen. Ein wenig von Rossini und Donizetti wurde gesprochen, schließlich auch von Wagner, bei dessen Namensnennung der Maestro jedesmal ernst die Brauen zusammenzog. „Dieses Deutschen Werk lebt und wird leben; mein Werk hat gelebt.“

Mit tausend sprühenden Worten protestierte Boito gegen diese ungerechtfertigte Resignation. „Wie? Und wenn nun einer käme, Ihnen ein neues Textbuch vorzulegen?“

„Boito! Reitet Sie der Teufel? Ich bin achtzig Jahre, bin alt, lebe von den Zinsen vergangener Ruhmestage ...“

„Und wenn ...?“

Der Alte winkte entschieden ab. „Hundert, aber' auf jedes, wenn.“

Boito stieß den Rauch der Zigarre von sich, zwinkerte mit den Augen, griff in die Tasche, legte ein umfangreiches Heft auf den Tisch und schnippte es mit dem Mittelfinger dem Maestro zu. Auf dem Deckblatt war zu lesen: „Falstaff“. Komische Oper. Nach Shakespeare bearbeitet von Arrigo Boito.

Der Librettist trat zu dem Alten und schrieb über dessen Schulter hinweg unter den Titel des Heftes: Musik von Giuseppe Verdi.

„Wahnsinn!“ brauste der auf. „Nein, nein, Boito, ich habe aufgehört, Musik zu machen.“

Aber der andere ließ nicht nach. „Es gibt bisher keine einzige komische Oper von Verdi. Und nun, Maestro, wird Ihnen die unwiederbringliche Gelegenheit geboten, die Welt mit einer unvermuteten, noch nicht dagewesenen Novität zu überraschen. Es ist ...“